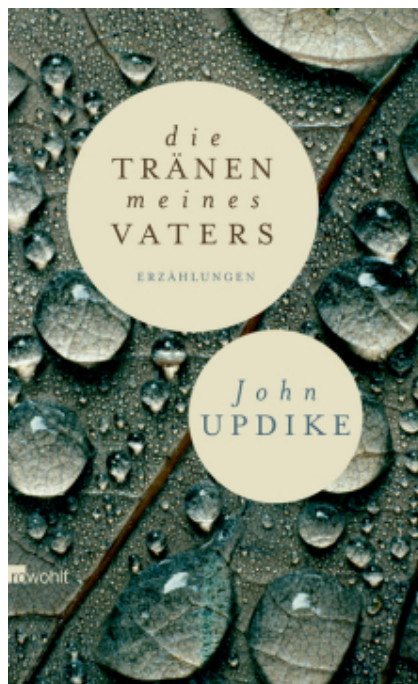



Leseprobe aus:

**John Updike**

## **Die Tränen meines Vaters**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).



## *Marokko*

Die Küstenstraße schwang sanft hinauf und hinab, aber verglichen mit einem amerikanischen Highway war sie unheimlich leer. Andere Autos tauchten drohend auf, kamen, auf dem Mittelstreifen fahrend, wie Geschosse auf uns zu. Am Straßenrand, allein in der sonnenversengten Weite, streckten kleine Mädchen in bunter Berbertracht uns Blumensträuße entgegen – Veilchen? Mohn? –, aber wir hatten Angst anzuhalten. Wovor hatten wir Angst? Vor einer Falle. Vor Banditen. Davor, dass wir zu wenig Geld gäben oder zu viel. Wir konnten nicht genug Französisch und weder Arabisch noch den Berberdialekt. «Nicht anhalten, Daddy, nicht!», schrien die Kinder, und sie hatten recht, denn wenn wir doch anhielten, auf Marktplätzen, sammelten sich jedes Mal Interessenten aus der Umgebung um unseren gemieteten Renault, linsten hinein und machten uns unverständliche Angebote.

Wir waren eine amerikanische Familie, die 1969 in England lebte, und waren nach Marokko gekommen in dem naiven Glauben, dass es im April eine ebenso sichere Flucht in die Sonne sei wie zur selben Zeit im Jahr ein Flug in die Karibik vom Osten der Vereinigten Staaten aus.

Aber Restinga, wohin ein britisches Reisebüro, das hinsichtlich der klimatischen Verhältnisse ebenso ahnungslos war wie wir, uns geschickt hatte, war verlassen und windig. Das Hotel, neu gebaut auf Anordnung des fortschrittlichen, tourismusorientierten Königs, war halbkreisförmig angelegt. Nachts knallten Türen in den geschwungenen Korridoren, und ein einsamer Aufseher im Burnus wachte über die leeren Zimmer und die sonderbare, in der Vorsaison erschienene amerikanische Familie. Am Tag waren die Wellen zu kabbelig, als dass man hätte schwimmen können, und das Mittelmeer war nicht weindunkel, es war ölschwarz. Wenn wir am Wassersaum entlanggingen, waren unsere Fußsohlen voller Teer. Wenn wir uns am Strand hinlegten, blies uns der Wind Sand in die Ohren. In einiger Entfernung wurden langsam Apartmentgebäude aus rosa Beton zusammengesetzt, und es gab Anzeichen, dass in einem Monat Feriengäste von irgendwoher die öden Plazas, die mit Brettern vernagelten Arkaden bevölkern würden. Vorläufig aber gab es nur den peitschenden Wind, eine nutzlose Sonne und – vereinzelt, müßig, stumm im Mittelgrund – Araber. Oder waren es Berber? Dunkle Gestalten jedenfalls, in langen Gewändern, die unserer Jüngsten, Genevieve, Angst machten. So unglaublich es erscheint, jetzt, da sie so groß und hübsch ist in ihrem glitzernden Discokleid, damals war sie pummelig und acht. Caleb war zehn, Mark zwölf und Judith knospende vierzehn.

«*Je le regrette beaucoup*», erklärte ich dem Manager des Restinga-Hotels, einem jungen Mann in blauem Sweater, der durch die Flure streifte und vom Zugwind aufgestoßene Türen schloss, «*mais il faut que nous partions. Trop de vent, et pas de bain de la mer.*»

«*Trop de vent*», stimmte er zu und lachte, als sei er erleichtert, dass wir nicht so verrückt waren, wie es den Anschein gehabt hatte.

«*Les enfants sont malheureux, aussi ma femme. Je regrette beaucoup de partir. L'hotel, c'est beau, en été.*» Ich hätte den Konjunktiv nehmen sollen oder das Futur und hörte auf mit meinen Erklärungsversuchen.

Der Manager gab unserer Abreise seinen gleichmütigen Segen, setzte uns aber in Kaskaden von Finanzfranzösisch auseinander, warum er uns nicht das Geld erstatten könne, das wir in London vorausbezahlt hatten. So saß ich da mit ein bisschen Bargeld, einer Hertz-Kreditkarte, vier Kindern, einer Frau und Flugtickets, die uns zu zehn weiteren Tagen in Marokko verurteilten.

Wir wollten den Bus nach Tanger nehmen. Wir standen um zwölf Uhr mittags an einer verlassenen Straße, sechs versprengte Amerikaner, klobig und schutzlos in unseren englischen Wollsachen, die Koffer voller bei Lilywhite's gekaufter europäischer Sommerklamotten und Penguin-Taschenbücher als Ferienlektüre. Die Sonne drosch auf uns ein. Und der Wind. Die Straße zerging an beiden Enden in einem rosa Flimmern. «Ich glaub das nicht», sagte meine Frau. «Ich könnte heulen.»

«Mach den Kindern keine Angst», sagte ich. «Was sollen wir denn machen? Es gibt keine Taxis. Wir haben kein Geld.»

«Es *muss* eine Möglichkeit geben», sagte sie. Aus irgendeinem Grund hat meine Erinnerung an diesen Moment ihr ein höchst unvoreilhaftes marineblaues Barrett aufgesetzt.

«Ich hab Angst», verkündete Genevieve, umklammerte ih-

ren Rucksack und sah schrecklich erhitzt und rotbackig aus in ihrem schweren grauen Mantel.

«Baby», höhnte ihre große Schwester, die allenthalben die Blicke einheimischer Männer auf sich zog und eine gewisse Überlegenheit empfand.

«Der Bus kommt bestimmt», versprach Daddy und sah über ihre Köpfe hinweg zum Fluchtpunkt, wo die Straße sich im rosa Gewirr der neuen Gebäude verlor, die der König sehr langsam bauen ließ.

Ein dünner dunkler Mann in schmutzigem Kaftan tauchte plötzlich auf und redete in einer langatmigen nasalen Sprache. Er hielt seine Handflächen hin, als sollten wir daraus lesen.

«Dad, der Mann redet mit dir», sagte Mark – damals in der Pubertät, heute Student der Computerwissenschaft – peinlich berührt.

«Ich weiß», sagte ich hilflos.

«Was sagt er, Dad?», fragte Genevieve.

«Er fragt, ob dies die Bushaltestelle ist», log ich.

Der Mann kam, immer weiterredend, näher, aus seinem Mund wehte ein Hauch reich an muslimischen Essenzen – einheimische Gewürze, Zahnfäule, ausgedörrte Schleimhäute vom frommen Fasten. Er redete immer schneller, drängender, aber in seinen blutunterlaufenen Augen verglomm ein Licht.

«Sag ihm, er soll weggeh.» Dieser Vorschlag kam von Caleb, unserem stoischen, schweigsamen, vernünftigen Sohn, heute ein Collegestudent im zweiten Jahr, der im Hauptfach Zoologie studiert.

«Ich glaube, er geht von allein», sagte ich auf gut Glück, und der Mann ging tatsächlich, über unsere verständnislose,

reaktionslose Idiotie den skelettdürren Kopf schüttelnd. Unsere kleine Familie rückte erleichtert enger zusammen. Sand wehte in unsere Schuhe, und die halbkreisförmigen Flure des verlassenem Hotels, unserer einzigen Heimstatt in diesem fremden Land, heulten hinter uns wie ein tiefklingendes, ungefüges Musikinstrument.

Der Bus! Der Bus nach Tanger! Wir winkten – und wie wir winkten! –, und kaum zu glauben, der Bus hupte und hielt. Er war grün wie welches Gras, und auf dem Dach waren Bretterverschlüge mit Hühnern und aufgerollte Teppiche festgebunden. Drinnen saßen Marokkaner: staubige gebeugte geduldige fremde Menschen, mit etwas kleinem Gehäkelten auf dem Kopf und etwas kleinem Gehäkelten an den Füßen, die Körper kaum zu unterscheiden von den Gepäckbündeln auf dem Schoß, die Frauen gehüllt in Schwarz, manche mit verschleiertem Gesicht, aller Augen funkelnd, in erschrecktem Staunen aufwärtsgewandt bei diesem Ansturm großer, erhitzter kindischer Amerikaner.

Der Fahrpreis, ein paar Dirhams, wurde gleichmütig von einem Fahrer mit Schnurrbart à la Nasser und dazu passendem Kinn entgegengenommen. Hinten im Bus war noch Platz. Als wir uns mit unseren sperrigen Koffern durch den Gang kämpften, schwankte der Bus, und ich fürchtete, das fragile Fahrzeug mit seiner empfindlich ausbalancierten Armutsfahrt könnte unter unserer schwerfälligen Unschuld zusammenbrechen. Weiter hinten im Bus verstärkte sich ein einheimischer Geruch, wie von verbrannten Seilen.

In Tanger wechselten wir vom schwankenden Bus in ein überladenes Taxi, dessen Fahrer, im dringenden Bedürfnis, uns abzuladen, mit ins Hertz-Büro kam und uns bei den Ver-

handlungen zu helfen versuchte. Allah sei gepriesen, seine Hilfe war nicht nötig: die Hertz-Karte aus gelbem Plastik, die ich aus der Tasche zog, genügte vollauf. Wäre ich in der Lage gewesen, auch eine blassgrüne American-Express-Karte hervorzuziehen, hätte das unsere von Ungewissheiten bedrohte Fahrt die Küste hinunter, von Tanger nach Rabat nach Casablanca und dann durch die schmaleren Straßen von El Jadida und Essaouira und Tafraout, enorm entspannt, denn so mussten wir in jedem Hotel zunächst den Empfangschef beknien, einen Verrechnungsscheck von unserer Londoner Bank zu akzeptieren, und nur die teuersten Hotels waren bereit, es zu riskieren; daher hin und wieder Einsprengsel von Luxus auf unserer entbehrungsreichen Flucht vor den Mittelmeerwinden.

Die breiten Straßen von Rabat waren rot geschmückt. Der Gedanke, die roten Transparente könnten uns gelten, verging uns, als wir Hämmer und Sichel und Poster von Lenin erkannten. Eine hochrangige Sowjetdelegation, zu der Kossygin und Podgorny gehörten, wurde soeben vom flexiblen König empfangen, erfuhren wir im Rabat Hilton, das bis zum letzten Zimmer ausgebucht war, vollgepackt mit Kommunisten, und selbst die bedürftigsten Kinder der freien Wirtschaft nicht unterbringen konnte.

Aber ein Hotel, das bei den Sowjetherren weniger gefragt war, nahm uns auf, und zum Abendessen ließ man uns, halb verhungert wie wir waren, im Kreis auf Teppichstapeln Platz nehmen, um ein, wenn meine Erinnerung mich nicht täuscht, riesiges Messingtablett herum, während hinter uns ein lachendes barfüßiges Mädchen von einem zum andern ging und unsere Haare mit Rosenwasser besprenkelte. Mark, angenehm gekitzelt, machte sein Äffchengesicht.

Dieses Gefühl, schön bewirtet zu werden, umgeben von unterschwelligem Amusement, erlebten wir noch einmal: auf einer Wiese hoch über dem Meer, wo nach Meilen leerer Landschaft und leerer Mägen ein winziges Lokal, kaum mehr als ein Schuppen, mit einem hölzernen Pfeil auf sich aufmerksam machte. Wir hielten an und gingen beklommen im Gänsemarsch übers Gras, fühlten uns wieder riesenhaft, wie vor Tagen, als wir tiefer in jenen duftenden Bus vordrangen. Wir blieben stehen, als ein Mann mit einem Tisch aus der Hütte kam und ein Junge mit Stühlen ihm folgte. In einer Atmosphäre allgemeiner Belustigung wurden die Möbel auf die grasbewachsene Erde gestellt, an einen Platz, auf den wir mit leichter Handbewegung hindeuteten. Nach einer kleinen Weile wurden Wein, Reis, Kebabs und Coke aus der Hütte gebracht, und wir aßen und tranken mit Blick auf den Atlantik, auf beigefarbene Klippen und weite Weiden, auf denen ein einsamer Esel graste – die einzigen Gäste vielleicht, die dieses schöne Lokal am Meer je gehabt hatte.

Sogar auf der holprigen Nebenstraße nach Tafraout, in die steinigen Hügel des Anti-Atlas hinauf – der Benzinanzeiger auf null und weit und breit kein Haus, kein Schaf, keine Ziege –, stand in einer Senke der ungepflasterten Piste ein kleines Mädchen und hielt uns eine Handvoll Blumen hin. Die Straße war hier eins geworden mit den Steinen eines ausgetrockneten Flussbetts, und der Renault kam nur langsam voran, so langsam, dass die Kleine, als sie sah, dass wir nicht anhalten würden, Zeit hatte, unseren Kotflügel mit ihren Blumen zu peitschen und sie ins offene Autofenster zu werfen. Zwei oder drei fielen uns in den Schoß, der Rest fiel



auf die Erde zu ihren Füßen. Im Rückspiegel sah ich, wie sie wütend mit dem Fuß aufstampfte. Vielleicht weinte sie. Sie war ungefähr so alt wie Genevieve, die Mitleid hatte und traurig aussah, als das Mädchen hinter uns immer kleiner wurde, bis es nicht mehr zu sehen war.

In Tafraout konnte Caleb den Blick nicht abwenden von einem schrecklich verkrüppelten Mann, der sich, einer Spinne gleich, hurtig über die festgetretene Erde fortbewegte, auf den Armen, und den kleinen Körper zwischen ihnen mitschleppte. Er bettelte nicht; im Gegenteil, er bewegte sich wie jemand, der am Ort ein gewisses Ansehen genießt, der Geschäfte zu erledigen hat.

Nördlich von Agadir saßen wir in unseren Motelzimmern und warteten, dass die Minuten bis zur Abendessenszeit verstrichen, als wir plötzlich merkten, dass der Verkehr auf der Straße draußen verstummt war. Die Polizei war rasch zur Stelle, und die Beamten redeten mit dem Fahrer eines stauartigen Lastwagens, einem jungen Mann in sandfarbenen Arbeitskleidern, der in sich zusammengesackt mit gesenktem Kopf am Führerhaus lehnte und nickte, nickte, während die Polizisten ihn befragten. Der Verkehr war auf beiden Seiten der Straße angehalten worden. Wir blieben auf unserer Seite, Touristen bloß, aber interessiert. Es war schwer zu erkennen, was passiert war. So etwas wie ein Bündel lag da, wurde aber von einem Rad des Lastwagens fast ganz verdeckt. Den Tumult nutzend, der entstand, als die Polizei die Mutter holte, ging Mark über die Straße und sah nach.

Sein Gesicht war blass, als er auf unsere Straßenseite zurückkehrte. Er machte nicht sein komisches Äffchengesicht. Wir fragten ihn, was es da drüben zu sehen gebe. «Ihr wollt das nicht sehn», war seine Antwort.

«Es war ein kleines Mädchen», sagte er uns später.

Die Mutter war stämmig und trug Schwarz, aber ihr Gesicht war unverhüllt; sie rannte die kahle Böschung auf der anderen Straßenseite hinauf und hinunter und zerriss den Himmel mit ihrem unheimlichen Heulen, ihrem Wehklagen, während Männer ihr nachrannten und versuchten, sie festzuhalten. Es gelang ihnen nicht, und die erregte Menge, die sie einholen wollte, wurde immer größer, ein Gefolge schwerfälliger Körper, den ihr Gram in seiner übermenschlichen Kraft hinter sich herzog. Kein Amerikaner hätte die Töne hervorbringen können, die sie ausstieß; aller Atem ihrer Brust verströmte sich aufwärts zum Himmel, der ihr so jäh, so machtvoll einen Schlag versetzt hatte. Uralte Klageweisen hielten sie aufrecht. Die Art, wie sie ihr Leid ausdrückte, war so nackt, so rein, dass wir uns abwandten. Diese Szene in Marokko war nicht für unsere Augen und Ohren bestimmt. Als zwei Männer sie schließlich packten und an den Armen festhielten, brach sie ohnmächtig zusammen.

Wir fanden das Klima, auf das wir gehofft hatten, in Agadir. Der Strand dort war breit, aber fast menschenleer, obwohl Sonne und Meer warm genug waren. Wir sahen uns nach anderen Feriengästen um, in deren Nähe wir uns niederlassen könnten, und weil wir keine entdeckten, breiteten wir unsere Handtücher nicht weit von der Strandmauer aus. Judith entfernte sich ein wenig von uns, staksig und perlweiß in ihrem Bikini, sammelte Muscheln auf und sah aufs Meer hinaus, abseits ihrer Eltern und Geschwister. Genevieve und Caleb begannen mit einer Sandburg. Mark legte sich zurück und konzentrierte sich mit finsterner Miene darauf, braun zu werden.

Erst nach einer Weile fiel uns der Araber in langen Gewändern auf, der etwa dreißig Meter entfernt von uns lag, das Gesicht uns zugewandt. Sein Gesicht – dunkel, fünfeckig, sah unentwegt in unsere Richtung, starrte wie unter dem Druck eines stummen Schmerzes, einer angestauten Gier aus seinen zerkrumelten Kleidern. Genevieve und Caleb wurden plötzlich still bei ihrem Burgenbau. Judith zog es wieder näher zu uns hin. Niemand von uns wagte zum einladenden Meeresraum zu gehen, über die Wüste aus Sand unterm stummen Schimmern der starrenden Augen des Arabers. Leise, damit die Kinder es nicht hörten, murmelte Mommy mir zu: «Sieh nicht hin, aber der Mann da masturbiert.»

Er tat's. Zwischen den Stoffalten. Zu Judith und uns gewandt.

Ich stand mit zitternden Knien auf und organisierte unseren eiligen Rückzug vom Strand, und am Nachmittag ließen wir uns an einem privaten Pool nieder – Zutritt bloß ein Dirham –, wo alle Europäer schwammen und sich sonnten und sicher waren vor der einheimischen Kultur. An jedem unserer fünf Tage in Agadir gingen wir zum Pool. Die Sonne schien, und es gab nur wenig Wind. Wir hatten ein kleines Hotel gefunden, das von einem alten französischen Ehepaar geführt wurde; es war von Bougainvillea überwachsen, im Innenhof wohnte ein Papagei, und die Speisekarte war europäisch.

Keine zehn Jahre zuvor, am 29. Februar 1960, waren bei einem Erdbeben in Agadir schätzungsweise zwölftausend Menschen umgekommen und große Teile der Stadt zerstört worden. Wir sahen keine Spuren davon. In Agadir vereinigten wir uns wieder mit der Mittelschicht. Wir hatten wieder Geld. Ich hatte meiner Bank in London telegraphiert, und

die Herren hatten eines ihrer geliebten britischen Übereinkommen mit einer Bank in Agadir getroffen. Das Bankgebäude hatte eine strenge Granitfassade – es war nach 1960 erbaut worden –, innen aber herrschte eher die Atmosphäre einer Viehauktion. Händler in Schäferkutteln warteten brummelnd an einem langen chaotischen Tresen. Jedes Mal, wenn ein Geschäft sich dem Abschluss näherte, wurden laut Namen auf Arabisch ausgerufen. Als mein Name an der Reihe war, wurde offenbar auch der telegraphisch aus London überwiesene Geldbetrag lautstark mitgeteilt. Das Gebrummel verstummte. Verblüffte braunäugige Blicke flitzten den Tresen entlang in meine Richtung. Ich schwoll zu enormer Größe – ein Wundertier, eine Ausgeburt an Geld. Errötend wollte ich erklären, während ich die pastellfarbenen Scheine in meine abgeschabte Brieftasche stopfte: «Ich habe Kinder zu versorgen.»

Genevieve fütterte gern die Hunde, die um unser Hotel strichen. Haustiere in fremden Ländern sind sonderbar. Allein der Gedanke, dass sie Französisch oder Arabisch besser verstehen als du. Und sie sehen auch nie ganz so aus wie amerikanische Tiere: eine andere Schrägstellung der Augen, eine andere Gangart. Auf den meisten unserer Dias, stellte sich heraus, waren diese Tiere zu sehen, allesamt leicht verwackelt. Die Kinder hatten die Nikon mit Beschlag belegt.

Wir entkamen Agadir, Marokko, mit knapper Not. Auf einer basketballgroßen Erdkugel kann man mit der Breite eines Daumennagels die Strecke bemessen, die wir an jenem letzten Tag zurücklegten. Im Büro der Air Maroc sagte man uns, für sechs Personen sei kein Platz, auf keinem Flug von Agadir nach Tanger, wo wir für diese Nacht Hotelzimmer hatten und

Flugreservierungen nach Paris für den nächsten Morgen. Es half alles nichts, wir mussten fahren, die Strecke, für die wir Tage gebraucht hatten, fünfhundert Meilen, achthundert Kilometer, die nordwestliche Schulter von Afrika entlang.

Wir machten uns bei Tagesanbruch auf den Weg. Wir hatten uns mit einer großen Tüte Orangen und vielen Flaschen Perrier ausgerüstet. Daddy fuhr, Stunde um Stunde; Mommy weigerte sich, in Marokko zu fahren, oder vielleicht schloss der Automietvertrag sie aus. Ihr Kinder, alle vier hinten im kleinen Renault zusammengepfertcht, wart still, spürten, wie Kinder es tun, echte Gefahr, echte Bedrängnis.

In irgendeiner staubigen kleinen Stadt, vielleicht in Safi, übersah ich ein Rotlicht und fuhr einfach weiter. Eine Trillerpfeife gellte, und im Rückfenster sah ich, so deutlich, wie ich das kleine Blumenmädchen mit dem Fuß hatte aufstampfen sehen, einen Polizisten mit weißem Helm, der gelassen unsere Zulassungsnummer notierte. Sein weißer Helm blieb hinter uns zurück, sein Blick folgte uns. Mein Magen verkrampfte sich. Aber die Straße führte weiter geradeaus, und die Passanten in ihrer einheimischen Tracht gingen, ohne uns zu beachten, ihrer Wege. Noch ein Tag, und wir würden in Paris sein, in Sicherheit; im Übrigen war die Verkehrsampel sehr schlecht platziert, viel zu weit auf der Seite und hinter irgendwelchen Reklameschildern. Kriminell fuhr ich weiter. Die Jungen klatschten Beifall, die Mädchen waren sich nicht so sicher.

«Vielleicht hätte er dich bloß ausgeschimpft», sagte Genevieve.

«So siehst du aus», sagte Mark. «Er hätte Dad in ein dreckiges Loch voller Ratten und Wanzen gesteckt.»

«Ich habe das Rotlicht gesehn», sagte Mommy sanft, «und nahm an, du siehst es auch.»

«Tausend Dank», sagte ich, weniger sanft.

«Ich hab's nicht gesehn», sagte Caleb, unser geborener Tröster und Vermittler. «Vielleicht stand die Ampel auf Gelb und sprang gerade um.»

«Wer hat's gesehn und glaubt, die Ampel stand auf Gelb?», fragte ich hoffnungsvoll.

Schweigen war die Antwort.

«Wer hat die Ampel gesehn, und welche Farbe hatte sie?»

«Rot», antworteten drei Stimmen im Chor.

«Was soll ich eurer Meinung nach tun? Umkehren und mit dem Polizisten reden? *Je le regrette beaucoup, Monsieur, mais je n'ai pas vu le, la lumi-*»

«*Nein!*», entschied ein anderer Chor; Mommy enthielt sich der Stimme.

«Du hast deine Entscheidung getroffen», sagte Judith, und ihre Stimme klang fast wie die einer Frau.

«Gib Gas, Dad», sagte Mark.

Wir waren schon am Stadtrand, und kein Polizeiauto machte Jagd auf uns. Das leere grüne Weideland, die ruhige leere Straße hatten uns wieder. Unsere lange strapaziöse Fahrt die Küste hinunter spulte sich rückwärts ab. Hier war das kleine Lokal auf der Wiese oben auf dem Kliff. Hier war die Stelle, wo alle sich geweigert hatten, die Lebersandwiches zu essen, die ein Einäugiger auf einem Holzkohleherd am Straßenrand für uns zubereitet hatte. Hier war Casablanca, das überhaupt nicht so aussah wie im Film. Und hier war Rabat. Die roten Transparente waren abgenommen worden, die Russen waren weitergezogen. Mittlerweile war es später Nachmittag, und Daddys Nackenmuskeln schmerzten, seine Augen waren voller Sand, so kam es ihm vor, und inzwischen war er sicher, dass die Nummer auf seinem Zu-

lassungsschild die ganze Küste hinauf und hinunter gekabelt wurde, mittels des Netzwerks der Geheimpolizei, die alle Monarchien sich halten. Jeden Augenblick würden Sirenen heulen, und man würde ihn festnehmen und tief hineinstoßen in die bittere Wahrheit von Marokko, die er zu ignorieren versucht hatte, während er sich Sonne und Exotik stahl.

Oder die Polizei wartete auf ihn an der Hotelrezeption in Tanger; man hatte seinem Namen bereits von Restinga aus nachgespürt auf einer Fährte von Übernachtungen bis zur Empfangsbescheinigung, die er in der Bank von Agadir unterschrieben hatte. Oder aber es würde eine Szene im Flughafen geben: Handschellen an der Passkontrolle. Oh, warum hatte ich nicht angehalten, als die Trillerpfeife ertönte?

Wäre mein Französisch weniger primitiv gewesen, hätte ich vielleicht angehalten.

Hätten wir nicht kürzlich, im Hotel mit dem Papagei, in einer *Newsweek*-Ausgabe einen Artikel darüber gelesen, wie unschuldige Amerikaner in afrikanischen und asiatischen Gefängnissen dahinvegetierten, ich hätte vielleicht angehalten.

Hätten die Vereinigten Staaten nicht so unentschuldig, wengleich unlösbar in Vietnam gekämpft, ich hätte vielleicht angehalten.

Wären nicht die roten Fahnen in Rabat gewesen, der masturbierende Mann am Strand, das tote Mädchen neben dem Lastwagenrad ... mein Versagen, meine Weigerung oder Feigheit sind immer noch da, ein Fleck auf meinen Erinnerungen an Marokko.